

Impressum

Sechzig Jahre lang (1772 – 1832) hat Goethe immer wieder an seiner Faust-Dichtung gearbeitet. Die Tragödie Faust kann mit Recht als das Lebenswerk Goethes betrachtet werden, vielleicht als **das** große Werk der deutschen Klassik überhaupt.

Wer ist Faust? Ist es Goethe? Ja, auch. Und außerdem Sie und ich.

Wenn das Menschenbild der Antike durch die Figur des Odysseus geprägt ist, den tapferen und erfindungsreichen Helden, den Reisenden, der durch Klugheit und Mut alle Abenteuer besteht, so ist das Menschenbild der Moderne repräsentiert durch Faust, den gelehrten Sucher, den es nach wahrer Erkenntnis dürstet, dem aber, je mehr er forscht, immer klarer wird, dass ihm wirkliche Erkenntnis verborgen bleiben muss, der sich damit jedoch nicht abfinden kann. Der Mensch als Opfer seines Verstandes, der ihm doch nur seine eigene Unzulänglichkeit vor Augen führt.

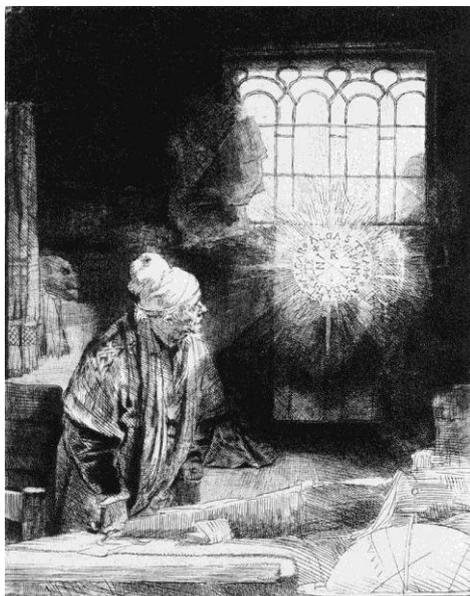
Die Dialektik des verhaftet Seins am Irdischen und des sich Aufgebens für eine Welt des reinen Geistes, die Dichotomie der Lust und des Leids, des Glücks und des Unglücks – auch das ist Faust. Und vielleicht liegt ja der Schlüssel in der Überwindung der Dichotomie – der Überwindung des Faust.

Goethes Faust

Ein Vortrag von
Wolfgang Stell

Zeit: 22.03.2007, 20 Uhr

Ort:



Guten Abend, meine Damen und Herren,
ich freue mich, heute Abend bei Ihnen sein zu dürfen, ich habe mich gefreut auf diese
Begegnung.

Begegnung soll dieser Abend auch in anderer Hinsicht sein: dreifache Begegnung! Einmal
mit Goethe, Goethe dem Klassiker, der 60 Jahre lang am Faust gearbeitet hat, 60, Jahre lang
diesen Stein immer wieder behauen hat, bis er diese Form angenommen hat, die ich
persönlich für das größte Werk der abendländischen Literatur halte,
Goethe, dem Stürmer und Dränger, der aufbegehrt gegen die Übermacht der reinen Vernunft,
der weiß, dass man die Situation des Menschen und der Welt nicht allein durch rationale
Spekulation so entschlüsseln kann, dass die Ratio alles erklärbar und verfügbar macht und
man nur zugreifen müsse, der eine starke Einbeziehung der Gefühle fordert, und darin bereits
Goethe, dem Freimaurer, für den ohne Durchgang durch Irrtum und Leiden, ohne selbstloses
sich Zusammenschließen mit anderen der Mensch in den Abgründen seines Lebens verloren
zu sein scheint, und Goethe, der Kraft zieht auch aus rituellen Handlungen und aus der
Kontemplation hoher Zeichen und Symbole.

Zweitens begegnen wir dem Faust, dem Gelehrten, dem Unersättlichen, dem immer
Unzufriedenen, dem ewigen Sucher des niemals Auffindbaren, der fleht, das ihm durch
Geistes Kraft und Mund so manch Geheimnis werde kund.

Und drittens schließlich werden wir uns begegnen, uns selbst, dem Menschen, der ganzen
Menschheit. Und das ist ja doch etwas ganz Ungewöhnliches! Sind sie schon einmal der
Menschheit begegnet? Ich noch nie! Mir begegnen nur immer Franz Müller oder Sieglinde
Bauer, aber nie die Menschheit, obwohl sie ja doch immer und überall da sein soll.
Es gibt aber einen, der hat die Menschheit gesehen. Mephisto heißt er, und er begegnet uns
zuerst im Prolog im Himmel. Während die Engel die unendliche Schönheit von Gottes
Schöpfung in höchsten Tönen besingen, gesteht Mephisto:

Von Sonn- und Welten weiß ich nichts zu sagen,
Ich sehe nur wie sich die Menschen plagen.
Der kleine Gott der Welt bleibt stets von gleichem Schlag,
Und ist so wunderlich als wie am ersten Tag.
Ein wenig besser würd' er leben,
Hätt'st du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur thierischer als jedes Thier zu sein.

In Gottes wunderbarer Schöpfung also der Mensch, dem es gar nicht gut geht. Und es geht
ihm gerade besonders schlecht, weil Gott ihn mit Vernunft begabt hat. Nun werden wir sagen,
ist es nicht gerade die Vernunft, die den Menschen vom Tier unterscheidet, ist es nicht gerade
die Vernunft, die besonders die Würde des Menschen ausmacht, ja, ihn überhaupt erst zum
Menschen macht?

Ja, so ist es, das ist wahr, aber HALT, damit ist noch gar nichts darüber ausgesagt, ob die
Vernunft uns auch zu einem glücklichen Leben verhilft oder ob sie nicht vielleicht gerade ein
glückliches Leben erschwert. Vor der **Erkenntnis** lebte der Mensch im paradiesischen
Zustand größter Unbekümmertheit. Erst die Frucht vom Baum der Erkenntnis hat dem
Menschen die Bitternis des Erdendaseins gebracht. Und erinnern wir uns, mit welchen
Worten die Schlange den Menschen zum Genuss dieser Frucht verführt hat:

Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum.

Ihr werdet sein wie Gott, das Gute und das Böse erkennen

Das Übel beginnt also in dem Augenblick, in dem der Mensch das Gute und das Böse unterscheiden kann. Nicht, dass sich jetzt etwas in der Außenwelt geändert hätte, nein, nur die menschliche Vernunft zerteilt nun das Ganze, in welchem das Gute und das Böse aufgehoben war, in zwei Teile. Jetzt sind die Dinge gut oder böse, aber niemals beides gleichzeitig, oder besser, niemals keines von beiden, weil es beide nicht gibt. Denn wenn es das eine nicht gibt, kann es auch das andere nicht geben. Das ist das Wesen der Dichotomie.

Die Dichotomie teilt eine Gesamtheit in zwei Teile, etwa die Menschen in männlich und weiblich. Jeder Mensch muss das eine oder das andere sein, und wenn er das eine ist, kann er das andere nicht sein. Würde es aber das eine nicht geben, so gäbe es auch das andere nicht, oder genauer, es könnte nicht mehr als solches erkannt werden, und alles wäre wieder zu einer Einheit aufgehoben. Denn innerhalb der Dichotomie ist immer das eine abhängig vom anderen. In einem Brief an Lavater vom 20. September 1780, schreibt Goethe den berühmten Satz "individuum est ineffabile", das Einzelne, Ungeteilte, ist unaussprechlich, oder unerkennbar. Das ist das Problem, wir können niemals ganz beim Individuum sein, wir können das Ungeteilte nicht selbst erkennen, sondern immer nur in Abgrenzung zum anderen.

Wie zeigt sich uns das Verhältnis von Gut und Böse im Prolog im Himmel? Und damit verbunden die Frage: Wer ist dieser Mephisto? Nun, Mephisto als der Geist des Bösen, der Zerstörung, erscheint hier gerade nicht als der Gegenspieler Gottes oder Feind des Guten, sondern, er ist gerade der Gehilfe Gottes bei der Verwirklichung des Guten. So sagt Gott zu Mephisto:

Ich habe Deinesgleichen nie gehaßt.
Von allen Geistern die verneinen
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.
Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh;
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.

Eigentlich steckt hier ein Paradoxon, denn hier soll es gerade der Teufel sein, der Geist der Vernichtung, des Nichts sein, der alles in Bewegung hält. Wir werden sicher darauf zurückkommen.

Aber ich musste auch an diese Stelle im Faust denken, als ich vor fünf Jahren in Thailand war. In Nong Khai, am Mekong, unmittelbar an der Grenze zu Laos, besuchten wir den Wat Keak mit seinem einzigartigen Skulpturengarten mit seinen riesigen hinduistischen und buddhistischen Statuen. Anan, unser thailändischer Führer, stellte uns Shiva vor als den Gott der Zerstörung. Aha, sagte ich, also ein böser Gott. Anan sah mich völlig verständnislos an. Also überlegte ich und meinte: Ach so, dann zerstört er das Böse“ Darauf Anan:“ Ja, auch, alles“ und er hatte sehr viel Mühe, mir auch nur ansatzweise die „hinduistischen Trinität“ mit den drei Aspekten des Göttlichen zu erklären, mit Brahma, der als Schöpfer gilt, und Vishnu, dem Bewahrer, und schließlich Shiva das Prinzip der Zerstörung. Als solcher ist er jedoch auch Ursache der Schöpfung, denn ohne die Zerstörung des alten Zyklus kann keine neue Schöpfungsperiode entstehen.

Ähnlich erscheint hier der Teufel als der Gehilfe Gottes

Aber auch Mephisto sieht Gott nicht als seinen Feind an, wenn er sagt:

Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern,
Und hüte mich mit ihm zu brechen.
Es ist gar hübsch von einem großen Herrn,
So menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen.

Aber lassen wir doch Mephisto noch ein wenig sich selbst vorstellen und seine Rolle im Weltganzen. . Dies tut er am besten bei der ersten Begegnung mit Faust, als Faust ihn fragt: Wer bist du denn?

Mephistopheles.

Ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Faust.

Was ist mit diesem Räthselwort gemeint?

Mephistopheles.

Ich bin der Geist der stets verneint!
Und das mit Recht; denn alles was entsteht
Ist werth daß es zu Grunde geht;
Drum besser wär's daß nichts entstünde.
So ist denn alles was ihr Sünde,
Zerstörung, kurz das Böse nennt,
Mein eigentliches Element.

Faust.

Du nennst dich einen Theil, und stehst doch ganz vor mir?

Mephistopheles.

Bescheidne Wahrheit sprech' ich dir.
Wenn sich der Mensch, die kleine Narrenwelt,
Gewöhnlich für ein Ganzes hält;
Ich bin ein Theil des Theils, der Anfangs alles war,
Ein Theil der Finsterniß, die sich das Licht gebar,
Das stolze Licht, das nun der Mutter Nacht
Den alten Rang, den Raum ihr streitig macht,

Auch hier, und jetzt von Mephisto selbst, die Aussage, dass er durch das Böse gerade das Gute schafft.

Aber viel wichtiger ist hier seine kosmische Vorstellung eines ursprünglich Ganzen, das dann in Teile zerfällt. Zunächst die Mutter Nacht als das Ganze, Ungeteilte, das All, die aus sich heraus das Licht schafft, und das Licht wird vielfach als die Erkenntnis schlechthin betrachtet. Und mit dem Licht, scheint es, zerfällt das Ganze immer mehr in Teile. Wenn er, Mephisto, es nun als seine Aufgabe betrachtet, die Teile wieder aufzuheben, zurückzuführen in ein Ganzes, und sei es die allumgreifende Nacht, so ist seine Gutheitsvorstellung nicht völlig unnachvollziehbar. Im Gegenteil, sie hat durchaus Ähnlichkeit mit den Erleuchtungs- und Erlösungsvorstellungen fernöstlicher religiöser Gedanken.

Im Buddhismus hebt sich die Spaltung der Wirklichkeit in Natur und Übernatur für diejenigen, die die unterschiedlichen Ganzheiten sehen können, von selbst auf, wie ein

„Koan“, das gelöst ist. [Ein „Koan“ ist im Zen-Buddhismus ein logisch unlösbares Rätsel, das gerade durch seine Unlösbarkeit die menschliche Kreativität mobilisiert und den betroffenen Menschen aus seiner Froschperspektive heraushebt hinein in die Perspektive des Ganzen.] Solange die Dichotomie aber nicht als Koan gesehen wird, sondern dogmatisch selbst schon als Tatsache, können sich daraus nur verhängnisvolle Missverständnisse ergeben. Ich stelle Ihnen einmal ein ganz einfaches ganz kurzes Koan vor:

Der Fall

Meister Zuigan pflegte jeden Tag sich selbst zuzurufen: "Meister!" und zu antworten: "Ja!" Dann rief er erneut: "Ganz wach! Ganz wach!" Und antwortete: "Ja! Ja!" — "Lass dich nicht von den anderen täuschen, an keinem Tag, zu keiner Zeit!" — "Nein! Nein!"

Ho meint dazu

In unserer heutigen Welt würden wir vielleicht einen Menschen, der ein Verhalten wie Meister Zuigan an den Tag legt für ein bisschen verrückt erklären oder einfach sagen, er sei eine Person, die ein wenig Zuneigung braucht. Aber Vorsicht — in der Zen-Welt geht es anders zu als in der normalen Welt. Dort ist nämlich Meister Zuigan eine voll erleuchtete Person, die aufgehört hat zu unterscheiden zwischen Ich und Nicht-Ich, Subjekt und Objekt, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Das Ziel der Koan-Praxis ist die Erkenntnis der Nichtzweiheit. Die Illusion, dass die Dinge unterschieden sind und dass das Ich eine eigene, vom Rest abgegrenzte Existenz hätte, soll sich in der Übung mit dem Koan auflösen.

Eine solcher Weg zurück zur Ganzheit, zur Ungeteiltheit, steht uns wohl in unserem abendländischen Denken nicht ohne weiteres zur Verfügung. Wir kommen darauf zurück, müssen nun aber zunächst wieder zurück in den Himmel, zum Dialog zwischen Gott und Mephisto.

Nach einer ersten Betrachtung des Menschen nähern wir uns ihm im Prolog im Himmel noch weiter in der Person des Faust. Denn nachdem Mephisto Gott das Elend der Menschen vorhält, fragt Gott ihn nach dem Faust, worauf Mephisto antwortet:

Fürwahr! er dient euch auf besondere Weise.
Nicht irdisch ist des Thoren Trank noch Speise.
Ihn treibt die Gährung in die Ferne,
Er ist sich seiner Tollheit halb bewußt;
Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne,
Und von der Erde jede höchste Lust,
Und alle Näh und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Brust.

Hier nun sehen wir deutlich uns, den Menschen der Moderne, den gelehrten Sucher, den es nach wahrer Erkenntnis dürstet, dem aber, je mehr er forscht, immer klarer wird, dass ihm wirkliche Erkenntnis verborgen bleiben muss, der sich damit jedoch nicht abfinden kann. Der Mensch als Opfer seines Verstandes, der ihm doch nur seine eigene Unzulänglichkeit vor Augen führt.

Und so wie dort beschrieben, so treffen wir auch Faust, wenn wir nun vom Himmel einmal zurück auf die Erde gehen, in seinem Studierzimmer an, eine Szene, die mit dem berühmten „Habe nun, ach,...“-Monolog beginnt. Er hat vielleicht mehr als jeder andere Mensch studiert, ist in der Kenntnis der Wissenschaften am weitesten fortgeschritten, und hat dabei doch nichts wirklich erkannt, oder vielmehr, er hat erkannt, dass er auf diesem Wege niemals zu echter Erkenntnis kommen kann. Das, was ihn gescheiter macht als all die Laffen, das ist die Erkenntnis seiner Begrenztheit.

Das ist ja schon mal jemandem passiert, lange vor Faust, nämlich im fünften Jh. V. Chr. dem Sokrates. Chairophon. befragt die Pythia, das Orakel von Delphi, ob es einen weiseren Menschen als Sokrates geben würde. Die Pythia antwortet ihm, dass niemand weiser sei als jener. Sokrates fragt sich „Was meint der Gott damit? Worauf will er mich hinweisen? Schließlich weiß ich doch, dass ich nichts weiß, weder im Großen noch im Kleinen! Und lügen wird er ja nicht, das ist ihm nicht erlaubt.“

Sokrates wendet für die Prüfung des Satzes jetzt eine Methode an, die später von Karl Popper „Kritischer Rationalismus“ genannt wird: Er versucht nicht die Wahrheit des Satzes zu bestätigen und zu beweisen, sondern er will den Satz falsifizieren; d.h. wenn Sokrates einen einzigen Menschen findet, der weiser ist als er, dann ist der Satz von Delphi falsch. Von diesem Ergebnis geht er aus und macht sich auf der in Athen daran, Menschen zu befragen und ihr Wissen zu prüfen. Schnell stellt sich aber deren Wissen als Scheinwissen heraus, da sie vorgeben, ein Wissen zu haben, es sich aber zeigt, dass sie nur glauben, etwas zu wissen. Dass sich Sokrates mit dieser Prüfung schnell den Zorn der entlarvten Menschen zuzieht, liegt auf der Hand. Er prüft Politiker, Dichter und Handwerker, immer dasselbe Ergebnis. Somit kann Sokrates nicht umhin anzuerkennen, dass er zumindest darin weiser ist als die geprüften Menschen, dass er zwar ebenfalls kein Wissen hat, aber auch nicht glaubt- wie die anderen – ein Wissen zu haben. Sokrates weiß zwar auch nichts, aber immerhin das weiß er.

Faust also, der seine strukturell bedingte Begrenztheit ebenfalls erkennt. Mit dieser kann und will er sich aber nicht abfinden. Und so versucht er, mit anderen Mitteln seine Grenzen zu überschreiten:

Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
Nicht manch Geheimniß würde kund;
Daß ich nicht mehr, mit sauerm Schweiß,
Zu sagen brauche was ich nicht weiß;
Daß ich erkenne was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau' alle Wirkenskraft und Samen,
Und thu' nicht mehr in Worten kramen.

Sein erster Versuch der Entgrenzung ist die Betrachtung des Zeichens des Makrokosmos, also der Allharmonie. Dabei gerät er in Verzückung, fühlt sich mit der Natur verbunden, kommt sich vor wie ein Gott. Jetzt glaubt er zu erkennen, wie alles sich zu einem Ganzen webt. Doch im nächsten Augenblick wird ihm bewusst, dass er ja gar nicht in den Kosmos schaut, sondern in ein Bild:

Welch Schauspiel! aber ach! ein Schauspiel nur!
Wo fass' ich dich, unendliche Natur?

Damit wäre wohl der erste Versuch gescheitert. Aber war nicht auch sein Ansinnen höchst vermessen? Deshalb will er sich jetzt mit dem Erdgeist begnügen, mit dem er als Erdensohn sich wesensverwandt fühlt. Schon die Ansicht dieses Zeichens setzt seine Aktivität in Gang. Und es gelingt ihm, den Erdgeist anzuziehen, ihn, der der Gottheit lebendiges Kleid wirkt, doch halten kann er ihn nicht, da der tiefere Sinn solchen Wirkens seine Menschenbegriffe übersteigt. „Du gleichst dem Geist den du begreifst, nicht mir!“ sagt ihm der Erdgeist. Auch der zweite Versuch ist also gescheitert.

Faust sitzt verzweifelt in seinem Studierzimmer. Sein Blick schweif umher. Unter seinem „alt Gerät“ entdeckt er ein Gefäß mit einer braunen Flüssigkeit. „Dies ist ein Saft, der eilig trinken macht“, ein Gift, mit dem er vielleicht unmittelbar auf das hohe Meer gelangen kann, von dem der Erdgeist gesprochen hatte. Und da Faust aus seiner Sicht nichts mehr zu verlieren hat, steigert er sich in die Selbstmordbereitschaft hinein. Doch gerade in dem Augenblick, in dem er das Gefäß mit dem braunen Gift an seine Lippen setzt, beginnen die Osterglocken zu läuten, der Chor ertönt. Der christliche Ritus, der Klang, an den er von Jugend an gewöhnt ist, ruft ihn jetzt zurück ins Leben. Dabei weiß Faust natürlich, dass er nicht gläubig ist: „Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube“. Dennoch spricht er von Himmelstönen und süßen Himmelsliedern, die ihn jetzt mit kindlichem Gefühle vom letzten, ernsten Schritt zurückhalten.

Mephisto wird ihm das später mit an Zynismus grenzender Ironie vorhalten, in der Szene, in der er Faust vorschlägt, mit ihm auf die Reise zu gehen und sich zu diesem Zwecke angemessene Kleider anzulegen, worauf ja Faust antwortet:

In jedem Kleide werd' ich wohl die Pein
Des engen Erdelebens fühlen.
Ich bin zu alt, um nur zu spielen,
Zu jung, um ohne Wunsch zu sein.
Was kann die Welt mir wohl gewähren?
Entbehren sollst du! sollst entbehren!
Ich möchte bittere Thränen weinen,
Den Tag zu sehn, der mir in seinem Lauf
Nicht Einen Wunsch erfüllen wird, nicht Einen,
Und so ist mir das Dasein eine Last,
Der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt.

M: Und doch ist nie der Tod ein ganz willkommner Gast.

O wär' ich vor des hohen Geistes Kraft
Entzückt, entseelt dahin gesunken!

***M: Und doch hat jemand einen braunen Saft,
In jener Nacht, nicht ausgetrunken.***

Und als Faust ihm noch erklärt, dass das wohl ein Fehler war und nur aus kindlichem Gefühle geschah, reicht es Mephisto, und er erwidert dem Faust klipp und klar:

Hör' auf mit deinem Gram zu spielen,
Der, wie ein Geier, dir am Leben frißt;
Die schlechteste Gesellschaft läßt dich fühlen,
Daß du ein Mensch mit Menschen bist.

Tja, und da hat Mephisto ganz sicher Recht. Nur, das ist wohl auch gar nicht Fausts Problem. Wir sehen hier, dass Mephisto den Faust überhaupt nicht verstanden hat und von völlig falschen Voraussetzungen ausgeht. Nicht etwa ein Mangel an Vergnügen und an menschlicher Gesellschaft ist Fausts Problem, sondern eben die grundsätzliche Begrenztheit des Menschen. Faust weist ihn auch noch einmal ausdrücklich darauf hin, als Mephisto ihn auffordert:

Nur greift mir zu und seid nicht blöde!

Darauf Faust:

Du hörest ja, von Freud' ist nicht die Rede.
Dem Taumel weih' ich mich, dem schmerzlichen Genuß,
Verliebttem Haß, erquickendem Verdruß.
Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist,
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen,
Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,

Was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, das will der Faust für sich. Er will wieder einmal das Ganze, worauf Mephisto ihm eine Antwort von unglaublicher Tiefe und Einsicht gibt:

O glaube mir, der manche tausend Jahre
An dieser harten Speise kaut,
Daß von der Wiege bis zur Bahre
Kein Mensch den alten Sauerteig verdaut!
Glaub' unser einem, dieses Ganze
Ist nur für einen Gott gemacht!
Er findet sich in einem ew'gen Glanze,
Uns hat er in die Finsterniß gebracht,
Und euch taugt einzig Tag und Nacht.

Hier ist es wieder, das Ganze. Das ist also Gott, aber auch der eine Teil, der ewige Glanz, der Tag ist Gott. Wir haben es im Grunde mit einer Vorstellung zu tun, in der das Ganze Teil seiner selbst ist, oder umgekehrt, ein Teil auch gleichzeitig das Ganze ist. So neu ist das nicht, es gibt durchaus Trinitatis-Vorstellungen, in denen Gott der Vater einerseits das Ganze, andererseits der eine Teil der Dreifaltigkeit ist.

Ganz fremd sind uns ja auch solche Vorstellungen nicht, selbst im Alltag, wenngleich auf viel simplerer Weise, etwa bei der politischen Gliederung der BRD, nämlich bei den Gebietskörperschaften, also Bund, Länder und Gemeinden. Hier ist uns nicht fremd, dass der Bund einerseits Teil und andererseits auch das Ganze ist.

Hier aber ist es Gott, einerseits das Ganze, andererseits nur der eine Teil, der Glanz, das Licht, das Gute und Schöne und Wahre, das Leben und Werden.. Auf der anderen Seite der Teufel, der auf die Finsternis festgelegt ist, das Böse, die Sünde, die Zerstörung.

Und der Mensch ist dazwischen, er muss schwanken zwischen Tag und Nacht, zwischen dem Guten und dem Bösen, dem Werden und der Zerstörung. Das Ganze ist nicht für ihn gemacht, aber auch keiner der beiden Pole ist mit seiner Natur vereinbar. Er muss Tag und Nacht erleben, Erkenntnis und Beschränktheit. Es gibt nichts Absolutes. Weitgehend kann er den

Glanz denken, den Tag, und auch die Finsternis, die Nacht. Er kann beides denken, nacheinander, aber niemals gleichzeitig.

Das entspricht der Dialektik des Denkens bei Kant, in der Kritik der reinen Vernunft, das Hin- und Hergehen des Gedankens zwischen A und Nicht-A. Hin und her, sukzessiv, aber niemals gleichzeitig. Insofern ist der Mensch im Denken auch nicht wirklich frei. Frei ist der Mensch, und nicht nur bei Kant, erst in dem Augenblick, in dem er handelt. Denn in dem Moment der Entscheidung, da muss er selbst frei handeln.

Man kann in Gedanken anders verfahren. Man denkt etwas, wenn der Chef mir diesen oder jenen Posten anbietet, dann werde ich sicher annehmen, ich kenne mich doch, ich will doch hoch hinaus. Oder der Richter sagt sich, in diesem Fall werde ich wohl so oder so entscheiden, das machen die anderen auch so oder das habe ich vorher auch immer so gemacht. Aber in dem Moment der Entscheidung nützt ihm das alles nicht, da muss er handeln, und da ist er frei, ob er will oder nicht.

Da haben die französischen Existenzialisten wahrscheinlich Recht, wenn sie sagen, der Mensch ist zur Freiheit verurteilt. Freiheit nicht als Gabe oder Errungenschaft, nein, Freiheit als Bürde, als Schicksal des Menschen.

Bei den französischen Existenzialisten und auch schon in der Existenzphilosophie Heideggers geht diese folgenschwere Freiheit ja noch viel weiter. In dieser Philosophie ist es für die menschliche Freiheit im Grunde gleich, ob Gott existiert oder nicht. Der Mensch ist nicht auf einen Sinn festgelegt. Seine Existenz geht der Essenz, d.h. dem was er ist, voraus. Das bedeutet, dass der Mensch zuerst existiert, sich begegnet, in der Welt auftaucht, und sich danach definiert. Und definieren ist hier durchaus im Sinne von handeln zu verstehen.

Auch im Faust scheint die Vorstellung durch, dass dem Menschen sein Sinn nicht von vornherein von Gott festgelegt wurde. Wenn es einen Sinn gibt, dann ist es gerade das stetige Bemühen, sich selbst und seinen Weg zu suchen. Besonders aufschlussreich ist dazu die Szene im Studierzimmer, Faust hat Mephisto noch nicht kennen gelernt, aber er ist bereits als schwarzer Pudel im Raum. Faust nimmt das Johannes-Evangelium, um es in sein geliebtes Deutsch zu übersetzen. Es handelt sich um die berühmte Logos-Übersetzung, und der griechische Begriff Logos ist ja durchaus nicht ganz eindeutig.

Geschrieben steht: "im Anfang war das *Wort!*"

Hier stock' ich schon! Wer hilft mir weiter fort?

Ich kann das *Wort* so hoch unmöglich schätzen,

Ich muß es anders übersetzen,

Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.

Geschrieben steht: im Anfang war der *Sinn*.

Bedenke wohl die erste Zeile,

Daß deine Feder sich nicht übereile!

Ist es der *Sinn*, der alles wirkt und schafft?

Es sollte stehn: im Anfang war die *Kraft!*

Doch, auch indem ich dieses niederschreibe,

Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.

Mir hilft der Geist! Auf einmal seh' ich Rath

Und schreibe getrost: im Anfang war die *That!*

So hat also Gott die Welt nicht mit einem vorgefertigten Sinn geschaffen, kein Telos, und keine Entelechie des Menschen, der Mensch, geschaffen als Ebenbild Gottes, muss sich seinen Sinn selber schaffen, und zwar **wie er** durch die Tat.

Während der ganzen Szene der Übersetzung des Neuen Testaments wird der Pudel, der ja Mephisto ist, schon ziemlich unruhig. Doch bei dem Satz „Im Anfang war die Tat“ ist es soweit, er kann nicht mehr anders, er muss die Gestalt des Pudels verlassen und sich offenbaren. Denn in diesem Satz steckt ja schon sein ganzes hoffnungsloses Scheitern. Erinnern wir uns, Gott will den Menschen als Tätigen, Schaffenden. Und damit seine Tätigkeit nicht erschlaft, stellt er ihm den Teufel an die Seite, der ihn reizen muss. Das ist das Schicksal Mephistos, der gerade dadurch, dass er stören und zerstören will, immer wieder die Schaffenskraft erst anregt, der Geist, der stets das Böse will und stets das Gute schafft. Der Sinn des Menschen, so es denn einen gibt, ist also die Tat. Dabei darf er beliebig fehlgehen, der Irrtum gehört immer dazu: Es irrt der Mensch, solange er strebt.

Ebenso hoffnungslos scheitern muss der Teufel auch bei seiner Wette mit Gott und auch mit Faust, denn auch hierbei handelt es sich um eine Wette und gerade nicht um einen Pakt, auch wenn Mephisto das gerne so sehen würde. Denn was Mephisto noch als einen Termin sehen möchte, „Wenn wir uns drüben wiederfinden“, daraus macht Faust eine Bedingung, „falls wir uns drüben wiederfinden“. Die Bedingung dafür ist, dass Mephisto Fausts unermüdliches Streben zur Ruhe bringen kann. Mephisto denkt dabei daran, ihn „mit Genuss“ zu betrügen, mit Lust und Freude bis zum Überdruß. Er denkt also gewissermaßen an jene animalische Unersättlichkeit. Aber Faust geht es dabei natürlich um sein ruheloses Streben, gleichsam um seine metaphysische Unersättlichkeit. Und die zu stillen ist wohl unmöglich, denn sonst wäre der Mensch wirklich nicht mehr als ein Tier, und nicht nur die Wette für Faust, sondern auch die Wette für Gott wäre verloren. So aber kann Faust die Wette getrost eingehen, denn er weiß, dass er dieses Streben nicht überwinden kann, die sein ganzes Menschsein ausmacht.

Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Todtenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frei,
Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
Es sei die Zeit für mich vorbei!

Das kann Faust leicht sagen, denn er weiß ja, dass er sich niemals auf ein Faulbett legen wird, er weiß, dass seine Sehnsucht nach dem Göttlichen niemals zur Ruhe kommen wird. Und auch wir spüren ja täglich, dass uns irgendetwas immer weiter treibt: Die Sehnsucht nach dem Göttlichen, die Suche nach tiefgreifender Erkenntnis, nach dem, was die Welt im Inneren zusammenhält, treibt uns die Hoffnung auf Erleuchtung oder vielleicht einfach der Geist, der stets das Böse will und stets das Gute schafft?
Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und Geduld.